

# Vorstellungen über Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten

Geschlechtsspezifische Aspekte

**Immer mehr Frauen arbeiten heute in psychotherapeutischen Berufen. Dennoch ist das Bild dieser Berufsgruppe in der Öffentlichkeit weiterhin geprägt durch männliche Psychotherapeuten. Psychotherapeutinnen werden in den Medien wesentlich seltener und dann z. T. auch noch negativer dargestellt als ihre männlichen Kollegen. Eine Arbeitsgruppe an der Klinik für Psychosomatik und Psychotherapie beschäftigt sich seit einiger Zeit mit dem „Public Image“ von Psychotherapie und PsychotherapeutInnen. Dabei geht es auch um geschlechtsspezifische Aspekte.**

Von Kirsten von Sydow

**P**sychotherapeutInnen machen oft die Erfahrung, daß KlientInnen, StudentInnen, ÄrztInnen oder private Bekannte auf den Beruf „PsychotherapeutIn“ heftig – und sehr unterschiedlich – reagieren (Rad, 1996). Dieser Beruf ruft Bewunderung hervor. So wird er beispielsweise in „Persönlichkeitstests“ von Frauenzeitschriften manchmal als eine Alternative zum ausgeübten Beruf unter der Rubrik „Traumberufe“ genannt. Aber auch Verachtung – manche ÄrztInnen z. B. äußern sich abfällig über diesen Berufsstand – oder aber ambivalente Reaktionen sind durchaus üblich, was offenbar generell für „Psycho-Berufe“ zu gelten scheint (BDP, 1996a). Diese emotionalen Reaktionen wirken sich auf die Therapiemotivation psychisch belasteter Menschen aus und auch auf die Bereitschaft von ÄrztInnen, ihren PatientInnen eine Psychotherapie zu empfehlen. Eine Repräsentativstudie belegt, daß rund 20% der Menschen mit ernststen psychischen und psychosomatischen Problemen aussagen, daß sie keine Psychotherapie in Anspruch nehmen, weil sie dazu eine negative Einstellung oder weil sie Angst vor Psychotherapie haben (Franz, Dilo, Schepank & Reister, 1993).

Auf diesem Hintergrund hat eine kleine Arbeitsgruppe an der

Klinik für Psychosomatik und Psychotherapie begonnen, sich mit dem Thema „Vorstellungen über Psychotherapie und PsychotherapeutInnen“ zu beschäftigen und dazu drei Studien durchgeführt: eine Befragung unter Studierenden

In der wissenschaftlichen Literatur werden die Begriffe „Vorstellung“, „Einstellung“ (zu bestimmten Typen von Personen), „Stereotypie“ und „Vorurteil“ oft nicht eindeutig voneinander abgegrenzt. Deshalb werden diese Begriffe in der Folge synonym für zeitlich relativ stabile Systeme von Ideen, Vorstellungen oder Überzeugungen verwendet, die durch Erziehung und Umwelteinflüsse gebildet werden und ihrerseits die menschliche Wahrnehmung, Motivation und das Verhalten beeinflussen.

den der Medizin und Psychologie über ihre Vorstellungen von, ihr Wissen über und ihre persönlichen Erfahrungen mit Psychotherapie, eine Untersuchung von Titelbildern deutscher Zeitschriften und Illustrierten in Hinblick auf das Image von Personen, die in „Psycho-Berufen“ arbeiten, und eine explorative „Meta-Inhaltsanalyse“ aller vorliegenden Studien zu Einstellungen und Stereotypen über PsychotherapeutInnen und verwandte Berufe, die in den



Anna Freud an ihrem Schreibtisch



Nur etwa zwei Prozent der in US-Cartoons abgebildeten PsychiaterInnen sind weiblich.

letzten 50 Jahren erschienen sind (siehe Kasten).

In diesen Studien wurden jeweils auch etwaige *Geschlechtseffekte* unter folgenden zwei Leitfragen untersucht: Unterscheiden sich Frauen und Männer in ihrer Einstellung zu „Psycho-Berufen“, in ihrem psychotherapiebezogenen Wissen und ihren Therapieerfahrungen? Und: Existieren unterschiedliche Stereotypen für weibliche und männliche TherapeutInnen? Anhand der Resultate der drei Untersuchungen sollen diese Fragen näher beleuchtet werden.

Manches deutet darauf hin, daß Frauen einen stärkeren Hang zu psychologischen Fragen haben. Derzeit sind beispielsweise mehr als zwei Drittel der StudienanfängerInnen im Fach Psychologie weiblich. Auch manche der vorliegenden Untersuchungen belegen, daß Frauen eine positivere Sicht von Psycho-Berufen haben als Männer. Insgesamt jedoch sind die Resultate zu Zusammenhängen zwischen dem Geschlecht von ProbandInnen und deren *Einstellungen* zu „Psycho-Personen“ inkonsistent (Sydow & Reimer, in print a, im Druck b). Die von uns untersuchten Medizin- und Psychologie-Studentinnen hatten etwas häufiger *psychotherapeutische Erfahrungen* als ihre männlichen Kommilitonen. Die Unterschiede waren allerdings nur bezüglich der Teilnahme an Selbsthilfegruppen signifikant (6%–1%), nicht in Hinblick auf Selbsterfahrungsgruppen (15%–8%) oder Psychotherapie im engeren Sinn (27%–20%). In Bezug auf die *persönliche Bekanntheit* mit PsychotherapeutInnen und das *psychotherapeutische Wissen* traten keine Geschlechtsunterschiede

auf (Henning, im Druck; Sydow et al, in press-b).

Während die bisher erwähnten Befunde auf Unterschieden auf Seiten der befragten Personen beruhen, stellt sich in diesem Zusammenhang noch eine andere Frage, nämlich: *Existieren unterschiedliche Stereotypen über weibliche und männliche PsychotherapeutInnen?*

Während der Einfluß des Faktors „*Geschlecht*“ auf Seiten der Zielperson in standardisierten *Einstellungs-Untersuchungen* über PsychologInnen oder PsychiaterInnen bisher so gut wie gar nicht unter-

sucht wurde, also z. B. die Frage, ob sich die Einstellungen zu Psychologinnen von denen zu männlichen Psychologen unterscheiden, existieren jedoch eine Reihe von Inhaltsanalysen von Kunstwerken oder Medien, wie z. B. Filmen, die sich auch mit Geschlechtseffekten beschäftigen (vgl. Sydow & Reimer, in press-a, im Druck b). Ergebnisse über Geschlechtsunterschiede liegen beispielsweise vor bezüglich der *Häufigkeit, mit der weibliche und männliche „Psycho-Personen“ in den Medien dargestellt werden*: Von 1941 bis 1990 sind in US-Cartoons unverändert immer

### Überblick über die durchgeführten Untersuchungen

**1.** Medizin- und Psychologie-Studierende und Psychotherapie. *Die Vorstellungen über PsychotherapeutInnen (bzgl. Aussehen, Persönlichkeitseigenschaften, typischen Situationen), das Wissen (bekannte und gelesene AutorInnen; Wissen über den Ausbildungsweg von PsychotherapeutInnen) und die persönlichen Erfahrungen (persönliche Bekanntheit mit PsychotherapeutInnen; Therapieerfahrungen) von 216 StudentInnen in zwei verschiedenen Studienabschnitten wurden mit einem Fragebogen untersucht und verglichen.* (Henning, im Druck; Sydow, Henning & Reimer, in press-a, in press-b)

**2.** Das Public Image von PsychotherapeutInnen, PsychologInnen und PsychiaterInnen. *Die Titelbilder von acht auflagenstarken deutschen Zeitschriften und Illustrierten (z. B. Spiegel, Stern) aus den Jahren 1947 bis 1995 (N=9771 Titelseiten) wurden inhaltsanalytisch ausgewertet in Hinblick auf das Vorkommen und die Art der Darstellung von „Psycho-Personen“.* (Sydow, Weber & Reimer, im Druck c)

**3.** Systematischer Forschungsüberblick über Studien zu Einstellungen und Stereotypen über PsychotherapeutInnen, PsychologInnen, PsychiaterInnen und PsychoanalytikerInnen. *In psychologischen und medizinischen Datenbanken wurden systematisch relevante Primärbefunde gesammelt (N=60 Studien, publiziert zwischen 1948 und 1996). Da Methodik und Fragestellungen der Primärstudien sehr variabel sind, war es nicht möglich, eine quantitative Metaanalyse durchzuführen. Stattdessen wurde eine explorative Meta-Inhaltsanalyse realisiert. Die Primärstudien wurden inhaltsanalytisch untersucht in Hinblick auf ihre deskriptiven Ergebnisse (Status von „Psycho-Personen“; Aufgabenbereiche und Expertise; Persönlichkeitseigenschaften; äußeres Erscheinungsbild; Geschlecht; Setting; Interaktionen zwischen TherapeutInnen und KlientInnen) und ihre Resultate zu Korrelationen zwischen soziodemographischen Variablen und Einstellungen.* (Sydow & Reimer, in press-a, im Druck b)



Kirsten von Sydow ist Diplom-Psychologin und (systemische) Psychotherapeutin. Sie erhält zur Zeit ein DFG-Habilitationsstipendium und eine Sachbeihilfe für die Durchführung des Forschungsprojektes „Elternschaft, Paarbeziehung und Sexualität“, das als Kooperationsprojekt der Universitäten Gießen (Klinik für Psychosomatik und Psychotherapie) und Hamburg (Psychologisches Institut III) realisiert wird. Nach Studium und Promotion in Bonn war sie in mehreren Forschungsprojekten an den Universitäten Bonn, Augsburg und München tätig und viereinhalb Jahre wissenschaftliche Mitarbeiterin der Klinik für Psychosomatik und Psychotherapie der Universität Gießen. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: psychosexuelle Entwicklung im Lebenslauf, Partnerschafts- und Familienentwicklung, psychosomatische Gynäkologie und das „Public Image“ von Psychotherapeutinnen.

nur rund 2% der dargestellten PsychiaterInnen weiblich, 96% männlich. Ähnlich sind in der Belletristik nur 15% der PsychotherapeutInnen weiblich, in Filmen 25% und auf den Titelbildern deutscher Zeitschriften 7%; fast in der Hälfte der Fälle, bei denen Personen mit „Psycho-Berufen“ auf Titeln abgebildet waren, wurde das Konterfei Sigmund Freuds eingesetzt – und das bis in die 90er Jahre hinein. Auch Studierende der Medizin und Psychologie stellen sich das Aussehen von PsychotherapeutInnen häufig nach dem Vorbild Sigmund Freuds vor: ein Mann im mittleren Alter mit Bart und Brille, grau-weißen Haaren und seriöser Kleidung (Dudley, 1994; Gabbard & Gabbard, 1989; Sydow et al., in press-a, im Druck c; Szykiersky & Raviv, 1995; Walter, 1992).

Auch wenn Psychologie- oder Medizinstudierende nach *psychotherapeutischen AutorInnen* gefragt werden, deren Werke sie kennen oder gelesen haben, dominieren männliche Schriftsteller. Führend sind in praktisch allen Untersuchungen die Psychoanalytiker Freud, Jung und Adler. Psychotherapeutinnen werden wesentlich seltener genannt. In unserer Untersuchung trat auf Rang 6 die erste Frau zusammen mit ihrem Mann auf: Anne-Marie und Reinhard Tausch. Außerdem wurden von jeweils drei bis fünf der 216 ProbandInnen auch noch folgende Frauen genannt: Melanie Klein, Alice Miller, Mara Selvini-Palazolli, Anna Freud, Elisabeth Kübler-Ross und Margarete Mit-

scherlich zusammen mit ihrem Mann Alexander. Doch die vorderen Ränge wurden durchweg von Männern besetzt, zunächst dem Dreiklang Freud-Jung-Adler, gefolgt von Carl Rogers und Horst E. Richter (Henning, im Druck; Sydow et al., in press-b).

Andere Befunde thematisieren *qualitative Unterschiede in der Art der Darstellung von Personen* in Abhängigkeit von ihrem Geschlecht: Psychiaterinnen werden in Cartoons meist als Sexobjekte oder als Hausfrauen dargestellt (Walter, 1992). Auch in Hollywood-Filmen werden Therapeutinnen häufig als *inkompetent* dargestellt. In Filmen gelten männliche Therapeuten als wesentlich erfolgreicher bei der Arbeit mit Klientinnen als Therapeutinnen in ihrer Arbeit mit männlichen Klienten – das Verhältnis erfolgreicher „cross-gender“-Behandlungen liegt bei 2:33 (Gabbard & Gabbard, 1989). Schriftstellerinnen jedoch beschreiben häufiger männliche Therapeuten, die weibliche Anliegen nicht verstehen, und Situationen, wo dies zu Kommunikationsproblemen führt, in der Belletristik dann oft zu negativen Therapieergebnissen oder Therapieabbrüchen. In literarischen Darstellungen wird die Konstellation „männlicher Therapeut und weibliche Klientin“ als besonders problematisch und am wenigsten erfolgreich beschrieben (Dudley, 1994; Szykiersky & Raviv, 1995).

Ein anderer wichtiger Aspekt der Darstellungen ist die *psychosexuelle Identität* der Personen,

die therapeutisch arbeiten. „Psychos“ wird in Fragebogenuntersuchungen allgemein eine stärker feminine *Persönlichkeit* zugeschrieben als beispielsweise ÄrztInnen (Sydow & Reimer, in print a, im Druck b).

In Hollywood-Filmen werden Psychotherapeutinnen meist als körperlich attraktiv, jedoch gleichzeitig als „a failure as a woman“ dargestellt. Sie werden als unerfüllt, unfähig zu einer stabilen Liebesbeziehung und zurückweisend gegenüber ihren Kindern beschrieben. Mit männlichen Patienten kommt es oft zu einer Rollenkehr, bei der der Klient beginnt, die Probleme seiner Therapeutin zu analysieren. Ihre Heilung findet die Therapeutin dann, indem sie sich in ihren Patienten verliebt. Interessanterweise existieren doppelt so viele Hollywood-Filme, die eine romantische oder sexuelle Verwicklung zwischen Therapeutinnen und ihren Klienten darstellen, wie umgekehrt solche mit erotischen Verwicklungen zwischen männlichen Therapeuten und Klientinnen (Gabbard & Gabbard, 1989) – obwohl männliche Therapeuten real deutlich häufiger als Therapeutinnen sexuelle Beziehungen mit ih-

ren KlientInnen eingehen (Reimer, 1990). In Büchern dagegen werden sexuelle Grenzverletzungen nicht bagatellisiert, sondern als ernstes Problem beschrieben – insbesondere von Schriftstellerinnen, die sexuelle Übergriffe männlicher Therapeuten oder Psychiater beschreiben (Dudley, 1994).

Abschließend läßt sich folgendes festhalten:

1. Geschlechtsbezogene Stereotypen über „mental health professionals“ sind ein vernachlässigtes Forschungsfeld – insbesondere in den vorliegenden standardisierten Fragebogen-Studien. Nur eine einzige von 48 Untersuchungen hat diesen Faktor überhaupt berücksichtigt.

2. Das „Public-Image“ von PsychotherapeutInnen, PsychologInnen und PsychiaterInnen ist geprägt durch Vorstellungen von Männern im mittleren und höheren Lebensalter. Frauen sind in den Medien stark unterrepräsentiert, nur 2–25% der dort dargestellten TherapeutInnen sind weiblich. Ähnlich werden auch weibliche BuchautorInnen zu psychotherapeutischen Themen seltener rezipiert als männliche.

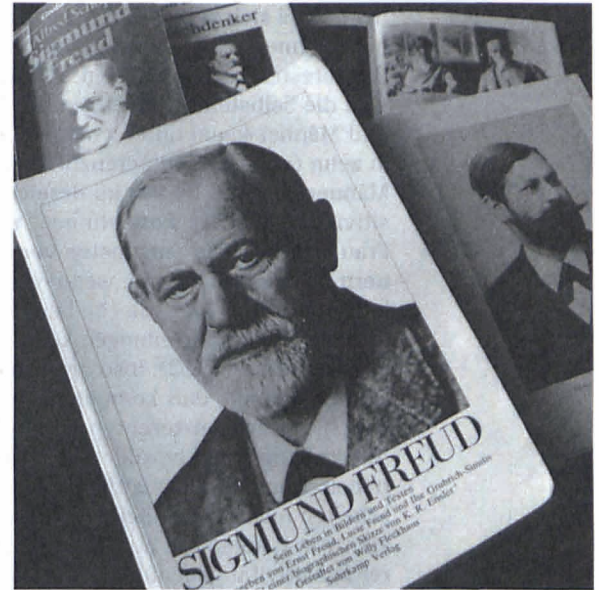
3. In Hinblick auf das Aussehen von PsychotherapeutInnen dominiert in den Medien nach wie vor die psychoanalytische Bilderwelt: Knapp die Hälfte aller Therapeuten-Darstellungen auf Titelbildern deutscher Zeitschriften sind Sigmund Freud-Bilder, und Studierende beschreiben das Aussehen von TherapeutInnen häufig in Anlehnung an das Aussehen von Freud.

4. Psychotherapeutinnen werden in Filmen häufiger negativ dargestellt als ihre männlichen Kollegen, nämlich als „a failure as a woman“ und als weniger kompetent. In der Belletristik dagegen gelten eher männliche Therapeuten und Psychiater als problematisch und zwar in Bezug auf sexuelle Übergriffe und mangelndes Verständnis für weibliche Anliegen.

Obwohl mindestens die Hälfte der psychotherapeutisch Tätigen Frauen sind (was für klinische PsychologInnen belegt ist, über

die Geschlechterratio ärztlicher TherapeutInnen liegen uns keine Daten vor; BDP, 1996b), sind PsychotherapeutInnen in den Medien stark unterrepräsentiert. Diesbezüglich zeichnen sich – zumindest in amerikanischen Cartoons und auf den Titelbildern deutscher Zeitschriften und Illustrierten – seit den 40er bis in die 90er Jahren auch keine Veränderungen ab (Walter, 1992; Sydow et al., im Druck c). Hierbei handelt es sich um ein allgemeines Problem, das sich in anderen Berufsgruppen ebenso feststellen läßt: Eine Studie über die Darstellung von Ärztinnen und Ärzten im Fernsehen belegt z. B., daß auch hier Frauen unterrepräsentiert sind (nur 22%), daß Ärztinnen in Filmen seltener als ihre männlichen Kollegen in ihrer Berufsrolle gezeigt werden und daß bei Frauen auch manchmal ihre berufliche Funktion unklar bleibt (Ärztin oder Krankenschwester?), worüber bei männlichen Personen nie ein Zweifel besteht (Weiderer, 1995). Insofern scheint eine Neigung zur Entwertung der professionellen Kompetenz bei weiblichen Fachkräften zumindest in visuellen Medien allgemein feststellbar zu sein.

Aus psychotherapeutischer Sicht kann vermutet werden, daß diese gesellschaftlichen Tendenzen zur Entwertung weiblicher Leistungsfähigkeit im Zusammenhang stehen mit frühen Kindheits-erfahrungen: nämlich der machtvollen Rolle der Mutter in der traditionellen Familie. Es scheint, daß „power in a woman is particularly fearsome“ (Samuels, 1985, p. 370; Gabbard & Gabbard, 1989) und daher die Darstellung weibli-



Sigmund Freud prägt auch heute noch das Bild von Menschen, die in psychotherapeutischen Berufen arbeiten.

cher Leistungsfähigkeit eher vermieden wird, da sie an die frühe Ohnmacht kleiner Kinder gegenüber ihren Müttern erinnert.

Doch bedeutsam sind auch die alltagspraktischen Implikationen solcher Tendenzen: Welche Effekte hat die eher inkompetente – und im Fall der Psychotherapeutinnen auch ziemlich neurotisch getönte – Darstellung von Psychotherapeutinnen und Ärztinnen in den visuellen Medien auf deren (professionelle) Selbstsicherheit und auf die Fremdeinschätzung ihrer professionellen Kompetenz? Diese wichtigen Themen wurden bisher aber kaum untersucht. Eine Studie mit Medizinstudierenden liegt jedoch dazu vor. 165 Studierende wurden gebeten, medizinischen Kompetenzen – wissenschaftlich/technische, die Hingabe an die Aufgabe und interperso-

nelle – bei sich selbst und bei ihren KommilitonInnen (Nominierung der oder des Begabtesten) einzuschätzen. Während sich die Selbsteinschätzungen der Frauen und Männer kaum unterschieden, wurden in zehn (von 16) Kompetenzbereichen Männer nominiert – nur im Bereich „Sensitivität gegenüber Patientinnen“ eine Frau. Dieser „bias“ zugunsten von Männern besteht auch dann, wenn die Daten in Hinblick auf akademische Leistungen und die Selbstbeurteilungen kontrolliert werden (Grant, 1983). Insofern scheint es wahrscheinlich, daß kompetenzbezogene Geschlechtsrollenstereotypen durchaus Auswirkungen auf berufliche Laufbahnen haben. Doch gesellschaftliche Klischees arbeiten nicht ausschließlich zu Ungunsten von Frauen: Die Zuschreibung größerer Sensitivität gegenüber PatientInnen zumindest ist weder für Ärztinnen noch für Psychotherapeutinnen von Nachteil. ■

## LITERATUR

- BDP/Bund Deutscher Psychologinnen und Psychologen (1996a). Die Psychologen im Spiegel der Öffentlichkeit. Bonn: Deutscher Psychologen Verlag.
- BDP (1996b). Informationen und statistische Daten zum Studium der Psychologie zum Beruf des/der Diplom-Psychologin. Bonn.
- Dudley, M. (1994). Images of psychiatry in recent Australian and New Zealand fiction. *Aust NZ J Psychiatry*, 28(4), 574–590.
- Franz, M., Dilo, K., Schepank, H. & Reister, G. (1993). Warum „Nein“ zur Psychotherapie? *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie*, 43(8), 278–285.
- Gabbard, G. O. & Gabbard, K. (1989). The female psychoanalyst in the movies. *J Am Psychoanalytic Association*, 37(4), 1031–1049.
- Grant, L. (1983). Peer expectations about outstanding competencies of men and women medical students. *Sociology of Health and Illness*, 5(1), 42–61.
- Henning, T. (im Druck). Vorstellungen zu Psychotherapeuten und Psychotherapie: Eine Studie bei Medizin- und Psychologie-studierenden (Medizin. Doktorarbeit). Universität Gießen.
- Kagelmann, H. J. (1975). 'Guten Tag! Wer von Ihnen ist Napoleon?' Psychologen, Psychiater und 'Irre' in Comics. *Psychologie Heute*, 2(12), 62–72.
- Rad, M. v. (1996). Psychotherapie als Beruf. *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie*, 46, 83–89.
- Reimer, C. (1990). Abhängigkeit in der Psychotherapie. *Praxis Psychother Psychosom*, 35, 294–305.
- Samuels, L. (1985). Female psychotherapists as portrayed in film, fiction and non-fiction. *J Am Acad Psychoanalysis*, 13(3), 367–378.
- Schulte, D. (1993). EMNID-Umfrage zur Einstellung der Bevölkerung zur Psychotherapie und zum Psychotherapeutengesetz. *Psychologische Rundschau*, 44, 201–202.
- Sydow, K. v., Henning, T. & Reimer, C. (in press-a). Stereotypes about psychotherapists: A content-analytical study with medical and psychology students.
- Sydow, K. v., Henning, T. & Reimer, C. (in press-b). Medical and psychology students knowledge of psychotherapy and experiences as psychotherapy-clients.
- Sydow, K. v. & Reimer, C. (in press a). Attitudes towards psychotherapists, psychologists, psychiatrists, and psychoanalysts: A meta-content-analysis of 60 studies, published 1948–1995.
- Sydow, K. v. & Reimer, C. (im Druck b). Vorstellungen über Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten. In Mandl, H. et al. (Hrsg.), *Kongreßband zum 40. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie 1996*. Hogrefe.
- Sydow, K. v., Weber, A. & Reimer, C. (im Druck c). Das Public Image von PsychotherapeutInnen, PsychologInnen und PsychiaterInnen: Eine Analyse der Titelbilder von acht deutschen Zeitschriften und Illustrierten aus dem Zeitraum von 1947 bis 1995.
- Szykiersky, D. & Raviv, A. (1995). The image of the psychotherapist in literature. *American Journal of Psychotherapy*, 49(3), 405–415.
- Walter, G. (1992). The psychiatrist in American cartoons, 1941–1990. *Acta Psychiatrica Scandinavica*, 85(2), 167–172.
- Weiderer, M. (1995). Mensch oder Mythos? Befunde zum Berufsbild MedizinerIn in Arztserien und Spielfilmen des Deutschen Fernsehens. *Münchener Medizinische Wochenschrift*, 137(40), 633/37–625/39.

JUSTUS-LIEBIG-



UNIVERSITÄT  
GIESSEN

Dr. Kirsten von Sydow

Klinik für Psychosomatik und Psychotherapie  
Friedrichstr. 33  
35385 Gießen  
Telefon: (06 41) 99-456 05 und 99-456 02  
Fax: (06 41) 99-456 09